



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litterarische Industrie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Staat soll das Volk zur Förderung offenbaren Börsenschwindels besteuern! Ob v. Bilinski das auf die Dauer wird ablehnen können, oder ob er das Schicksal des Herrn v. Dechend erdulden wird? Läßlich und richtig ist jedenfalls sein Vorsatz.

Wien

Rudolph Meyer



Litterarische Industrie



ie großen Industrieausstellungen bieten bei ihrem atemlosen Wettlauf alles erdenkliche auf, um dem herkömmlichen Namen Weltausstellung zu genügen. Sie sind unerschöpflich im Aufspüren von Arten der Thätigkeit, die eigentlich nicht zu den industriellen gerechnet werden können, und deren Wesen oft gar nicht ausstellungsfähig ist. Desto auffallender ist es, daß eine wirkliche, im vollen Sinne moderne Industrie bisher gar keine oder doch keine ihrer Bedeutung entsprechende Berücksichtigung gefunden hat: die litterarische. Vor allem interessant würde eine rückblickende geschichtliche Darstellung der Art der litterarischen Produktion sein, namentlich des Zeitungswesens. Wohl hat man hie und da Zeitungen zur Schau gestellt, die dem Publikum den Genuß gewährten, Vergleiche anzustellen zwischen den kleinen, selten erschienenen Blättchen mit wenigen, sehr verspätet gebrachten Nachrichten usw. und riesigen Morgen-, Mittags- und Abendsausgaben mit ihren zahllosen Telegrammen aus allen Weltwinkeln usw. Doch damit wird nur äußerliches berührt, höchstens vergewärtigt, wann die Zeitungsindustrie entstanden ist, aber nicht, wie sie es im Wettbewerb so herrlich weit gebracht hat. Wir wollen hier nicht ein Programm für eine solche Ausstellung entwerfen, aber doch auf einige charakteristische Erscheinungen hindeuten. Man denke an die erfundenen diplomatischen Aktenstücke, die Beschlüsse oder beabsichtigten Maßregeln von Regierungen, durch deren Mitteilung niemand mehr als eben diese Regierungen überrascht zu werden pflegt, an die „Interviews,“ die niemals stattgefunden haben, und ähnliche Dinge mehr, die ihren Zweck, die Besitzer von Staatspapieren zu beunruhigen, pünktlich erfüllen. Man denke daran, daß oft mit der falschen Meldung gleichzeitig und von derselben Hand die Berichtigung verfaßt wird. Man übersehe auch nicht die segensreiche Thätigkeit litterarischer Büreaus, die gleichzeitig zwei, vier oder sechs Tages- oder Wochenblätter in verschiednen Gegenden mit „spannenden Originalerzählungen“ versorgen, und hundert

Grenzboten IV 1895

61

andre industrielle Fortschritte, von denen sich noch unsre Eltern nichts träumen ließen.

In die Rubrik Industrie verdient nur zu häufig auch das Herausgeben hinterlassener Schriften gerechnet zu werden. Gustav Freytag war so weise, für seine Person dem Mißbrauch, jede schriftliche Aufzeichnung aus dem Nachlasse einer Person von bekanntem Namen zu veröffentlichen, durch eine Bestimmung in seinem Testamente zu steuern. Aber wie wenige sind so vorsichtig! Schon gegenüber den Dichtern unsrer klassischen Periode ist in dieser Beziehung viel gesündigt worden, aber was will das besagen im Vergleiche mit der Gegenwart! Man sucht das Hervorzerrern jedes unausgeführt gebliebenen Entwurfs, jeder Notiz, jedes Briefchens gewöhnlich durch die Behauptung zu beschönigen, die Nation habe ein Recht auf alles, was ein berühmter Mann gedacht, geplant, geschrieben hat. Diese Behauptung kann aber doch nur in großer Einschränkung gelten. Was der Verstorbne nicht selbst für den Druck bestimmt hat, das müßte stets aufs gründlichste darauf geprüft werden, ob es sich zur Veröffentlichung eignet, und die dumme Neugier, die jeden hervorragenden Staatsmann, Schriftsteller usw. im Schlafrocke sehen, am liebsten hinter seine Bettvorhänge gucken möchte, verdient gar keine Befriedigung. Zum Herausgeben eines schriftlichen Nachlasses ist sehr viel Verstand und Takt erforderlich. Man kann bedauern, daß sich die Nichte des Generals v. Gerlach durch übertriebne Rücksicht hat bestimmen lassen, die Aufzeichnungen ihres Oheims einer Zensur zu unterwerfen, die uns wahrscheinlich um manche geschichtlich merkwürdige und aufklärende Thatsache gebracht hat; doch ist ein solches Zuviel immer noch weniger schlimm als das Gegenteil. Wir gönnen den Verehrern Heines die Befriedigung, immer neue Beweise dafür ans Licht zu bringen, daß sich ihr Geld unaufhörlich in Geldnot befunden, Klamebedürfnis und Neigung gehabt hat, seine Gegner oder Konkurrenten zu begeiern; Bessere dagegen möchten wir auch besser geschützt wissen.

Nehmen wir z. B. Gottfried Keller, der das treffliche Wort „Nachlasschnüffler“ erfunden hat. Er war, wie seine Freunde erzählen, jahrelang mit seinem jetzigen Biographen entzweit, weil er fürchtete, von diesem künftig einmal so rücksichtslos geschildert zu werden wie der unglücklich Heinrich Deuthold. Zuletzt muß eine Ausöhnung zustande gekommen sein. Und es soll auch nicht behauptet werden, daß Wächtold geradezu indiskret verfahren sei. Dennoch wäre viel von dem, was nun dem großen Publikum vorliegt, besser ungedruckt geblieben. Wer den prächtigen Menschen persönlich gekannt hat, erkennt ihn ja auch in Ausbrüchen schlechter Laune oder knurrigen Humors wieder, würde jedoch auf manchen unliebenswürdigen Zug, auf manche ganz unwesentliche Briefstelle gern verzichtet haben, deren Bedeutung zu ermitteln oft nicht einmal dem emsigen Herausgeber gelungen ist. Und das große Publikum wird aus den Büchern ein vielfach falsches Bild erhalten.

Um die angebliche Pietät für Verstorbene steht es mitunter recht bedenklich. Billroth, der berühmte Professor der Chirurgie in Wien, hatte kaum die Augen geschlossen, als schon ein „Freund“ die an ihn gerichteten Briefe Billroths drucken ließ, und zwar in einer Einkleidung, die verriet, daß der Schatz schon längst druckfertig gemacht sein mußte. Hoffentlich haben die Hinterbliebenen wenigstens ihre Zustimmung zu einer Publikation gegeben, die den Arzt nur von einer Seite, nämlich als Musikkenner zeigt. Aber die Frage nach den Grenzen des Eigentumsrechts an Briefen verdiente wohl einmal untersucht zu werden. Wie das Beispiel Berthold Auerbachs lehrt, kann es allerdings vorkommen, daß sich jemand beim Brieffschreiben stets die künftige Veröffentlichung vor Augen hält, doch bildet das eine seltne Ausnahme. In der Regel werden Erlebnisse, Empfindungen, Absichten, Urteile über Menschen und Dinge usw. einer bestimmten Person anvertraut; daher würde der Brieffschreiber manches verschweigen, manches anders fassen, wenn er sich vorstellen müßte, daß eine Menge fremder Menschen dem Empfänger der Briefe über die Schulter blickte. Erhält man überhaupt durch den Empfang eines Briefes unbedingtes Verfügungsrecht über dessen Inhalt, wenigstens nach des Schreibers Tod? Ein Brief ist doch nicht einer Publikation gleichzuachten, und wenn das wäre, ließe sich dafür die dreißigjährige Schutzfrist anrufen. Wir wissen nicht, ob sich die Rechtswissenschaft schon mit der gewiß schwierigen Frage befaßt hat, es war dazu wohl früher keine Veranlassung; jetzt scheint aber eine solche vorzuliegen.

Nicht zu dieser Spezies, aber auch zur litterarischen Industrie gehört endlich ein ebenfalls „modernes“ Verfahren. Sobald eine neue oder eine wieder ausgegrabne alte Frage die öffentliche Meinung beschäftigt, erlassen findige Redakteure Aufforderungen an alle, die sie für Autoritäten auf dem betreffenden Gebiete halten, ihre Ansicht über die Sache mitzuteilen. Die noch nicht gewizigt sind, folgen der Aufforderung, die meisten, weil sie sich verpflichtet fühlen, zur Belehrung und Aufklärung beizutragen, andre, weil sie sich gern in guter Gesellschaft genannt sehen. Die Ansichten und Urteile erscheinen in der Zeitschrift, und wenn eine genügende Anzahl eingelaufen ist, als Buch, als „Werk“ des findigen Redakteurs. Ein uns kürzlich in die Hände gekommenes Buch dieser Art nennt sich Die Geschichte des Erstlingswerks, unterscheidet sich aber dadurch von andern, daß der Herausgeber, Karl Emil Franzos in Berlin, selbst Mitarbeiter ist. Wir dürfen uns durch den Titel nicht zu dem Glauben verleiten lassen, daß hier die Schicksale eines bedeutenden Erstlingswerks von verschiedenen Litterarhistorikern geschildert und beleuchtet werden sollten. Nein, verschiedene Dichter der Gegenwart, darunter auch Karl Emil Franzos, sind der Einladung gefolgt, zu berichten, wie ihr erstes Werk entstanden ist.

Ob solche authentische Darstellungen gerade „einem dringenden Bedürfnis

des Publikums entgegenkommen," ist nicht ganz sicher. Schon viele Erzähler sind eine Zeit lang in großer Gunst gewesen, ohne daß sich die Leser auf die Entstehungsgeschichte ihrer Geschichten so begierig gezeigt hätten wie auf die Lösung der Verwicklungen darin. Wir brauchen dabei nicht weit zurückzugreifen, sondern nur an Namen wie van der Velde, Spindler, Henriette Hanke, Holtei, Hackländer und auch größere zu erinnern; ebenso an einstige Beherrscher der Bühnen. Dagegen wird das Unternehmen von Franzos künftige Litterarhistoriker, wenn sie von den hier versammelten Größen des Tages noch Notiz nehmen wollen, der Mühe überheben, in Tagebüchern, Briefen, Schulheften, Denkwürdigkeiten das Material für die Schilderung von Dichterlehrjahren zu suchen. Und reine Freude bereitet es schon jetzt, wie sich in dem Buche zeigt, mehreren von den Mitarbeitern; für den Herausgeber versteht sich das von selbst.

Karl Emil Franzos ist ein Erfinder. Er rühmt sich, zuerst den tief-sinnigen Satz ausgesprochen zu haben, jedes Land habe die Juden, die es verdiene. Was er damit eigentlich sagen wollte, ob die Juden zu den Lebensbedürfnissen eines jeden Volkes gehören und von verschiedenen Völkern je nach der Geschmacksrichtung genossen werden, oder ob sie der sündigen Menschheit von der Weltregierung auferlegt worden sind, wie den alten Ägyptern andre Dinge, und ob ihre Qualität einen Schluß auf den Grad der Sündhaftigkeit eines Volkes begründet, oder wie sonst der Ausspruch zu deuten ist, das hat er unsers Wissens noch nicht enthüllt. Dennoch sollen sich andre Weise seine Unvorsichtigkeit, kein Patent zu nehmen, zu nütze gemacht und die Erfindung sich zugeschrieben haben. Auch die Erfindung, die Dichter eine Beichte über literarische Jugendsünden ablegen zu lassen, ist, wie das Vorwort berichtet, sofort von einem Unberechtigten nachgeahmt worden, und zwar, wie das in der Industrie öfter geschieht, mit solcher Geschwindigkeit, daß Franzos in Gefahr geraten ist, für den Nachahmer gehalten zu werden. Vielleicht aber liegt auf keiner Seite eine „illoyale Konkurrenz“ vor. Zu gewissen Zeiten tauchen ja Erfindungen oder Entdeckungen gleichzeitig an verschiedenen Punkten auf, wie z. B. die Schießbaumwolle, und nach unsrer Revolutionsperiode hatte ja die deutsche Journalistik nichts wichtigeres zu thun, als hüzig darüber zu streiten, ob zwei Menschen auf den Gedanken gekommen sein könnten, Thumelicus, Thusnel das Sohn, zum Helden eines Dramas zu machen. Doch dem sei, wie ihm wolle!

Wichtiger ist für uns, zu erfahren, wer jetzt zu den Zierden des deutschen Parnass gehört. Der Herausgeber spricht das große Wort gelassen aus: „So bedeutend wie die kleinen Hainbundeleute, über die heute dicke Bücher erscheinen, sind alle, die hier zu den Lesern sprechen; und mich selbst bringe ich hiermit gern zum Opfer.“ Über dieses Opfer mag jeder denken, wie er will, aber davon abgesehen klingt das wohl nicht viel anders, als wenn ein Musketier

von heute sagen wollte, die Soldaten des alten Fritz wären wenig wert gewesen, da sie noch nicht einmal die Zündnadel gefannt hätten. Bunt genug ist die Reihe, und dennoch könnte man sie lückenhaft nennen, wäre nicht vorauszusetzen, daß den ersten neunzehn weitere folgen werden. Neben Paul Heyse sieht man sich unwillkürlich nach dem ebenso fruchtbaren Adolf Wilbrandt um; neben Frau oder Fräulein Kürschner sollte auch für Frau oder Fräulein Hüglers Platz sein; Wichert, Voß, Jensen usw. sind da, aber P. D. K. . . . K. J. Z. Lindau fehlen. Übrigens sieht sich Franzos genötigt, sich gegen die von mehreren, und nicht den schlechtesten, Mitarbeitern geübte Kritik seines Unternehmens zu wehren. Vor allem ist der Ausdruck Erstlingswerk von verschiednen verschieden aufgefaßt worden: die einen meinen das erste zu Papier gebrachte, andre das erste im Druck erschienene poetische Erzeugnis. Mehrere geben mehr oder weniger verblümt — am unverblümtesten Hans Hopfen — zu verstehen, daß sie der Franzos'schen Erfindung keinen besondern Wert beimessen können. Alle derartigen Einwendungen trumpsft freilich der Herausgeber mit der naheliegenden Bemerkung ab, wer die Sammlung im Ernst für nutzlos oder gar schädlich halte, hätte ja nicht beizufeuern brauchen.

Daß wirklich zwischen mancherlei Spreu auch vollwichtige Ähren geboten werden, soll ein Gang durch die Galerie darthun. Die Autoren sind nach dem Alter geordnet. Theodor Fontane, der einst mit schottischen Balladen vielversprechend auftrat, während seine Romane meist eine, sagen wir: beruhigende Wirkung äußern, greift weiter zurück und berichtet schlicht, wie er als Tertianer seine erste Wanderung in der Mark Brandenburg gemacht und beschrieben hat. Hermann Lingg gewährt einen höchst interessanten Einblick in das sehr allmähliche Entstehen seiner „Völkerwanderung,“ und diesem wertvollen Beitrag ist der nächstfolgende Konrad Ferdinand Meyers über „Guttens letzte Tage“ unmittelbar an die Seite zu stellen. Sehr charakteristisch ist der Aufsatz Spielhagens. In unwiderstehlich gespreizter Manier werden Empfängnis und Geburt des Wunderkindes „Problematische Naturen“ enthüllt. Das Thema scheint nicht weniger gründlich schon in einer Selbstbiographie Spielhagens behandelt worden zu sein, aber der Verfasser ist offenbar der Ansicht des Schloßvogts in der Preziosa, daß man eine so wichtige Geschichte nicht oft genug hören könne. Soviel ist gewiß, daß ein Seitenstück zu Restners Goethe und Werther: „Spielhagen und Dswald“ nicht mehr geschrieben zu werden braucht. Wer Dswald ist, weiß natürlich jeder Gebildete. Zum Schluß nimmt der Dichter wehmütig und doch trostreich Abschied von seinem „Halbbruder.“ Wir können uns nicht versagen, die letzten Zeilen hier wiederzugeben. „Und Gott weiß, wie ich es dir so von Herzen gönnte, da, wie verfehlt auch sonst dein Leben war, und du selbst bankerott an Glauben und Hoffnung und Liebe, du wenigstens sterben durftest mit vielen Hunderten, die braver waren als du, für eine Idee, die tausendmal blutig gezeißelt und schmähslich ans Kreuz ge-

schlagen, immer wieder aus dem Grabe erstehen und endlich die Welt besiegen wird.“ Wir brauchen also nicht zu verzagen. Oswald ist zwar gestorben, aber noch lebt für die weltbesiegende Idee Friedrich Spielhagens!

Aus so erhabnen Regionen führt uns Paul Heyse in die gemeine Wirklichkeit zurück. Er gehört zu den Kegern in dieser Gemeinde. Während sich aber andre, uneingedenk des lateinischen Spruchs, ihre Bedenken damit beschwichtigen, was K. F. Meyer gethan, dürften sie sich auch erlauben, möchte er sich nicht nachsagen lassen, daß er durch seine Abwesenheit glänzen wolle. Und so berichtet er einfach, frei von gemachter Bescheidenheit wie von Selbstgefälligkeit von seinen gedruckten „Jugendssünden“ und schließlich mit Humor von einer ungedruckten, einem in seinem zwölften Jahre verfaßten Drama „Der dankbare Räuber,“ das von heimtückischen Freunden an seinem Polterabend aufgeführt worden ist — mit großem Erfolg, wie sich von selbst versteht.

Weniger Glück hatte Frau von Ebner-Eschenbach mit ihrem dramatischen Erstlingswerke. Die Art, wie sie die Schicksale ihrer „Marie Stuart in Schottland“ erzählt, beweist aufs neue, für welches Gebiet der Dichtung sie ein ungewöhnliches Talent hat, und wenn sie schließt: „In meiner Jugend war ich überzeugt, ich müsse eine große Dichterin werden, und jetzt ist mein Herz von Glück und Dank erfüllt, wenn es mir gelingt, eine lesbare Geschichte niederzuschreiben,“ so wüßten wir daran nichts anders anzusetzen als den leisen Ton der Resignation. Wer mit so offenen Augen durch die Welt geht und das Gesehene so wahr und fesselnd zu schildern weiß, den darf es wahrlich nicht bekümmern, wenn nicht alle Blüthenräume reifen! Ernst Wichert kann sich rühmen, für sein Schauspiel „General York“ nicht nur Beifall, sondern auch vierzehn Thaler fünf Silbergroschen Lantieme geerntet zu haben. Felix Dahn, der mit der Analyse seiner Dichtung „Harald und Theano“ einen Druckbogen füllt, und Julius Wolff sind höchlich mit sich zufrieden, und nun kommt Hans Hopfen an die Reihe, der keine Reichte ablegen will und sich wirklich im wesentlichen darauf beschränkt, Emanuel Geibel noch seinen Dank für edelmütige Förderung abzustatten. Denn die ergögliche Geschichte, wie er als „nichtsnutziger Schulbube“ von dreizehn Jahren, zur Strafe vor seiner Bank knieend, „wutschnauende, freiheitsdurstige“ Verse gegen den Fürsten Windischgrätz verbrochen hat, gehört zu seiner Kritik des Französischen Unternehmens. Hopfen denkt nämlich sehr gering von den vor dem Spiegel ausgeführten Selbstbildnissen von Menschen, deren „Leben an sich nicht schon einen hohen Reiz für jeden begabten Erzähler hat,“ und was eine Geschichte wirklicher Erstlingswerke, der ersten litterarischen Versuche, deren sich der Verfasser später gar nicht gern zu erinnern pflegt, nützen solle, begreift er vollends nicht.

Wir begnügen uns, zu berichten, daß noch Jensen, Ebers, Baumbach, Eckstein, Richard Voß, Ossip Schubin, Sudermann und Zulda Selbstbekennt-

nisse beigebracht haben, die sich in die eine oder die andre der angedeuteten Klassen einreihen lassen. Ein Mehr würde wohl die Leser nicht weniger ermüden als den Berichterstatter. Eine Ausnahme soll nur mit dem Herausgeber gemacht werden, dessen Aufsatz eine aktuelle Bedeutung hat, größere vielleicht, als ihm selbst klar ist.

N. E. Franzos stammt von spanischen Juden ab, die nach Holland geflüchtet sind, dann in Lothringen das Lichtziehergewerbe betrieben und sich um 1770 in Polen niedergelassen haben. Unter Joseph II. erhielt die Familie den Namen Franzos wegen ihrer Herkunft. Als Fremde und Kezer wurden sie angefeindet von ihren Stammesgenossen, den orthodoxen polnischen Juden. Mit diesen hatte des Schriftstellers Vater, der „ein stürmischer Aufklärer“ und deutschgesinnt war, nichts gemein, und doch ließ es das starke Rassengefühl nicht zu, sich gänzlich von ihnen loszusagen. Er heiratete eine Südin und blieb gegen seinen Wunsch in Galizien, weil sein Schwiegervater fürchtete, der junge Freidenker könne anderswo seinem „Glauben“ abtrünnig werden. Diese innern Widersprüche begegnen uns noch jetzt sehr häufig, sie bilden ein Haupthindernis der Lösung der Judenfrage, und dafür scheint auch der Erzähler kein Verständnis zu haben.

Eins ist auffallend. Wie das Lesen von Dichterwerken auf der Schule und der Anblick von Theatervorstellungen in einigermaßen begabten Knaben den Wunsch erregt, selbst dergleichen zu erfinden, wird auf vielen Seiten dieses Buches so umständlich berichtet, als ob es etwas ganz außerordentliches wäre, während doch gewiß jeder Einzelne Kameraden gehabt hat, die sich ebenfalls für Dichter hielten, weil sie Angelesenes auf ihre Art reproduzirten, die sich aber entweder beizeiten unbefangenen beurteilen lernten oder erkannten, daß es kein Herabsteigen sei, wenn man sich bestrebe, ein tüchtiger Geschäftsmann zu werden oder sich als Gelehrter, Arzt, Baumeister oder dergleichen nützlich zu machen oder den Staatskarren ziehen zu helfen, und daß nicht jeder, der Verse zimmern kann, ein Dichter von Profession sein müsse, so wenig wie jeder musikalisch angelegte Mensch verpflichtet ist, die Musik zu seinem Lebensberufe zu machen. Doch kommt es bekanntlich nicht selten vor, daß ein junger Dichter von Profession, dem ein erster Wurf halbwegs geglückt ist, sein Leben lang „ein vielversprechendes Talent“ bleibt, weil alle spätern Schübe als „Gutloch“ oder „Sandhase“ charakterisirt wurden. Und doch sollen auch solche „Erstlingswerke“ und ihre „Geschichte“ Bedeutung für die Litteratur haben? Vielleicht hätte ein oder der andre Mitarbeiter dieses Thema als Fachmann (oder Fachfrau) behandeln können.

